

# Verwickeltes ent-wickeln und weiter-entwickeln

## Ein Dialog

Rosina Brossi  
Basel

Angelo Lottaz  
Bern

Ausgehend von der alltäglichen Erfahrung als Psychotherapeut\*in, dass die Rogerschen Konzepte dank ihrem hohen Abstraktionsgrad einerseits einen grossen Freiraum und einen kohärenten Reflexions- und Orientierungsrahmen bieten, andererseits aber ihre Abstraktheit die Gefahr birgt, dass Haltung und Handlung vermischt und die Therapeutenpersonen in der ganz konkreten therapeutischen Situation allein gelassen werden, treten die Autorin und der Autor in einen Dialog. Ihrer Meinung nach hat diese Schwierigkeit mit einem Stopp im Konzeptbildungsprozess des PZA zu tun, den sie historisch im Wisconsin-Projekt verorten. Die damaligen Auseinandersetzungen haben dazu geführt, dass das Experiencing Konzept von Eugene Gendlin, das eine Handhabe für die konkrete Situation bieten könnte, nie wirklich in die PZA-Konzepte eingeflossen ist.

*Schlüsselwörter:* Experiencing, Konzeptbildungsprozess, Psychotherapieforschung

**Developing and Evolving the Intricated. A Dialogue.** Based on the everyday experience as psychotherapists, that Rogers' concepts thanks to their high degree of abstraction, on one hand offer a great deal of freedom and a coherent framework for reflection and orientation, but on the other their abstractness bears the danger that attitude and action are mixed up and the therapists are left alone in the very concrete therapeutic situation, the two authors enter into dialogue. In their opinion, this difficulty has to do with a stop in the concept formation process of PZA, which they locate historically in the Wisconsin Project. The disputes at that time meant that Eugene Gendlin's Experiencing concept, which could provide a handle for the concrete situation, was never really incorporated into PZA concepts.

*Keywords:* experiencing, concept formation process, psychotherapie research

29. Dezember 2020

Lieber Angelo

Die Zeit zwischen Weihnachten und Neujahr ist für mich jedes Jahr ein Moment des Innehaltens und der Reflexion. Heuer bin ich zudem im selbstgewählten Lockdown. In den Seilen hängend treiben mich natürlich Gedanken zur Pandemie um, vor allem auch zum Umgang mit ihr in der Schweiz, der meines Erachtens überaus bedenklich ist. In einem Interview in der NZZ antwortet Peter Bichsel auf die Frage, ob wir in der Schweiz so verwöhnt seien und verlernt hätten zu verzichten: „Das weiss ich nicht. Was mir aber auffällt, ist diese vermeintliche Sicherheit, dass in der Schweiz noch immer alles besser sei als im Ausland. Sicher besser als in Deutschland, Frankreich, Österreich oder Italien. Selbst bei einem zufälligen Naturereignis wie diesem Virus, das alle betrifft, meinen wir etwas

Besseres zu sein. Das ist doch lächerlich“. Und beschämend angesichts der vergleichsweise vielen Corona-Toten.

Ich denke aber auch über unsere Gespräche nach, die wir in letzter Zeit geführt haben in Hinblick auf einen gemeinsamen Text für die Ausgabe der Person „Zur Zukunft der Forschung vor dem Hintergrund des PZA“. Ich möchte nun beginnen davon etwas zu Papier zu bringen, damit wir darüber auch schriftlich in Kontakt kommen.

Ich werfe dir also den Ball zu! Und will dir beschreiben, wie es mir mit dieser Aufgabe geht, welche Gedanken und welche Fragen bei mir auftauchen. Welche Hypothesen sich daraus entwickeln könnten.

„Zur Zukunft der Forschung vor dem Hintergrund des PZA“ tönt für mich so, als gäbe es „den PZA“, auf den man sich beziehen, von dem aus man weitergehen kann. Diese Vorstellung steht im Gegensatz zu meinen Erfahrungen, die ich als Mitglied eines PZA Verbandes im Austausch mit Kolleg\*innen und als Ausbilderin der Weiterbildung mache.

Spreche ich mit Kolleg\*innen und Weiterbildungsteilnehmer\*innen über „den PZA“, gerate ich oft in Spannung. Schnell

---

**Rosina Brossi**, lic. phil., Psychotherapeutin in eigener Praxis, Ausbilderin pcaSuisse. **Kontakt:** rosinabrossi@bluewin.ch

**Angelo Lottaz**, lic. sc. rel., Psychotherapeut, Ausbilder pcaSuisse. **Kontakt:** angelo.lottaz@bluewin.ch

kommt der Punkt, an dem ich nicht mehr einordnen kann, von was genau wir reden. Beziehen wir uns wirklich auf dasselbe, wenn wir von den Grundhaltungen reden, von unseren Klient\*innen und was wir mit ihnen erleben in der konkreten Situation?

Für mich ist das von Rogers ausformulierte personenzentrierte Konzept dank seines hohen Grades an Abstraktheit ein zutiefst freilassendes Konzept. Es bietet mir für mein Handeln und Ringen um eine hilfreiche therapeutische Haltung die kohärenteste Reflexions- und Orientierungsmöglichkeit.

Auf der anderen Seite ist es gerade diese Abstraktheit, die eine Verständigung untereinander so schwierig macht. Die Verwechslung von Haltung und Handlung offenbart sich als ein ständiger Stolperstein. Das Bedürfnis, sich über das Konkrete auszutauschen ist sehr mächtig. Der Austausch wirkt aber oft beliebig, da Haltung und Verhalten unreflektiert vermischt werden.

So erlebe ich die Stärke des Konzepts immer wieder schmerzlich als seine Schwäche.

Dieses Problem hat mich als Ausbilderin immer wieder beschäftigt. Ich habe über das Verhältnis von Theorie und Praxis geschrieben (z. B. Brossi, 2003, 2008, 2015). Ich versuchte dieses Verhältnis auszuloten, schrieb über das Therapieschehen, wie Therapeut\*innen und Klient\*innen zusammen einen Weg suchen, um zu verstehen. Ich versuchte immer wieder auf dem theoretischen Hintergrund der sechs Grundbedingungen die konkrete therapeutische Beziehung in ihrer Komplexität und mit ihren kritischen oder schöpferischen Momenten zu beschreiben. Ich tat dies mit der folgenden Haltung:

„Für im klientenzentrierten Sinne angemessenes therapeutisches Handeln bestehen hinsichtlich der Verhaltenskategorien keine prinzipiellen Einschränkungen. Das konkrete Handeln des Therapeuten ist danach zu beurteilen, inwieweit darin mit Bedingungsfreier Positiver Beachtung verbundenes empathisches Verstehen zum Ausdruck kommt und ob der Patient es auch so wahrnimmt.“ (Höger, 2012, S. 123)

Erst durch unsere Gespräche wurde mir zunehmend bewusst, dass möglicherweise auf der konzeptuellen Ebene zwischen „keine prinzipiellen Einschränkungen“ im therapeutischen Handeln und den sechs Grundbedingungen etwas fehlt. Mit der Zeit verstand ich sogar, dass ich zwischen den Rogerschen Grundhaltungen und der konkreten Therapiesituation immer etwas einfügte, ohne es mir auf der Ebene der Theorie gewahr zu sein: Das Experiencingkonzept von Gendlin. Dank ihm fühle ich mich in der Rogerschen abstrakten Welt so wohl. Dank ihm kann ich mich in der konkreten, komplexen therapeutischen Situation einigermassen sicher bewegen. Bei meinen Bemühungen um theoretische Klarheit war ich

gewissermassen immer auf einem Auge blind, etwas sehr Zentrales hatte ich nicht benannt.

Ich frage mich natürlich jetzt, ist das einfach meine Blindheit oder ist das nicht eine Blindheit, die in der Geschichte des PZA System hat?

Dies zu klären, wäre mir ein Anliegen. Vielleicht liesse sich so in der Entwicklung von Theorie und Forschung innerhalb des PZA Neues anstossen?

Ich formuliere es als eine Hypothese:

Wir brauchen mehr Orientierung im Dazwischen. Dieses Dazwischen ist konzeptuell noch zu wenig erfasst und sollte die PZA Forschung beschäftigen. Sie würde das unmittelbare Erleben in einer fruchtbaren Beziehung zwischen zwei Menschen, Klient\*in und Therapeut\*in den Fokus nehmen. Dazu ist es nötig, sich mit Gendlins philosophischen Grundlagen auseinanderzusetzen und zu verstehen, welche Bedeutung diese für den PZA haben. Denn er ist derjenige, der das Experiencing – Konzept, das eigentlich im PZA implizit schon angelegt ist, aber sich konzeptionell und theoretisch noch nicht wirklich entfaltet hat, explizit gemacht, erforscht und weiterentwickelt hat. Heute bedient man sich Gendlins zwar, gleichzeitig ignoriert man ihn als bedeutenden Theoretiker.

So, nun ist der Ball dabei zu landen. Ich bin gespannt auf deine Reaktion.

Ein gutes neues Jahr wünsche ich dir und grüsse dich herzlich  
*Rosina*

27. Januar 2021

Liebe Rosina

Du wirfst mir den Ball zu. Den Ball? Es sind viele Bälle und ich wusste lange nicht, welchen ich fangen will. Ich liess schliesslich mein erstes Bauchgefühl entscheiden – es hatte beim Lesen deines Briefes sofort auf dein „Dazwischen“ reagiert. Du schreibst von der Lücke zwischen Theorie und Praxis und von etwas Zentralem, das du bisher nicht benennen konntest und das in deinen Bemühungen um theoretische Klarheit gefehlt hat. Das weckt eigene alte Fragen, die ich nirgends in einer Art thematisiert fand, die mir weitergeholfen hätte. Ich hielt eine einleuchtende Theorie, ein therapeutisches Konzept in den Händen und hatte therapeutische Haltungen vermittelt bekommen – aber ich empfand eine Art von Leerraum, was die ganz konkrete, komplexe therapeutische Situation anbetraf, genau wie du schreibst. Ich meine nicht etwa, dass diese Lücke inhaltlich gefüllt werden sollte, sondern dass etwas Wichtiges

konzeptionell noch nicht erfasst ist. Ich vermute, dass der momentane Hype um störungsspezifisches Arbeiten mit dieser Lücke zu tun hat – nur dass man sie inhaltlich und nicht konzeptionell zu füllen versucht – d. h. man fokussiert auf Klassen von Störungen, unter denen Menschen leiden, und nicht auf konkrete Menschen, die sich ähnlich verhalten, ganz unabhängig davon welcher Störungsklasse sie angehören. Die daraus entstehenden störungsspezifischen Konzepte helfen deshalb in der konkreten therapeutischen Situation nicht weiter (vgl. Gendlin & Tomlinson, 1967).

Es kam mir ganz folgerichtig vor, dass du am Schluss auf Eugene Gendlin zu sprechen kamst. Dein „Dazwischen“ hat sich mir beim Wiederlesen deiner Zeilen auf eine eigenartige Weise personifiziert: Könnte es sein, dass zwischen Rogers und Gendlin etwas Wichtiges und Entscheidendes passiert ist – und doch nicht passiert ist? Dass zwischen Rogers und Gendlin noch etwas zu entdecken und zu benennen ist?

Carl Rogers stellte beharrlich und mutig praktisch alles in Frage, was gang und gäbe war in der psychotherapeutischen Welt (Gendlin, 2002), und mit seinem Menschenbild auch einiges, was die amerikanische Mainstream-Lebensart ausmachte – zu seiner Zeit war noch nicht einmal klar, dass Schwarze gleichermaßen Würde haben wie Weiße, dass Frauen nicht geboren sind um am Herd zu stehen, dass man den Frieden nicht unbedingt am besten mit nuklearer Abschreckung sichert. Aber Rogers übernahm auch einiges aus seinem gesellschaftlich-kulturellen Umfeld (vgl. Pfeiffer, 1989). Er war ein universitärer Mensch und versuchte sich in der Sprache des damaligen Wissenschaftsbetriebes verständlich zu machen, d. h. er benutzte die Sprache der Philosophie und des Welt- und Menschenbildes dieser Wissenschaftsinstitutionen, zu denen er sich gleichzeitig durch seine Forschung in Gegensatz setzte. Er nahm die ihm von dieser Sprache zur Verfügung gestellten Worte, Bilder, Metaphern, Logiken aus dem „alten“ Wissen und versuchte mit ihnen etwas Neues auszudrücken, für das es in der „alten“ Sprache noch gar keinen Ausdruck, keine Begrifflichkeit gab. Er schrieb und dachte als Naturwissenschaftler, der auf der elterlichen Farm schon als Jugendlicher erforscht hatte, unter welchen Bedingungen Getreide besser gedeiht. Es verwundert nicht, dass er den ausserordentlich komplexen Prozess einer Psychotherapie mit einer „Wenn ... dann-Formel“ zu erfassen versuchte: *Wenn* der Therapeut A macht, *dann* wird die Klientin B machen (wenn ich mehr Düngung aufs Feld gebe, wird der Roggen besser wachsen). Die Sprache, die Rogers zur Verfügung stand, implizierte eine Art von statischem Denken: In diesem Denken ist eine Erfahrung etwas Feststehendes, das dann noch benannt wird, wie man einem Gegenstand einen Namen gibt, eines nach dem anderem; eine Erfahrung wird gemacht und dann wird sie bewusst

symbolisiert. Gleichzeitig benennt Rogers aber immer wieder, dass sein neuer Ansatz eine *organismische* Psychologie ist, dass der Mensch ein fort dauernder organischer Prozess ist, dass sich der Organismus im Erleben in einem fort dauernden Fluss ausdrückt. Rogers konnte mit seiner Sprache seine grosse Entdeckung nicht wirklich benennen, konnte das Fluide, das Organismische des Erlebens mit seiner Art von Konzeptbildung nicht adäquat erfassen – und konnte so eigentlich sich selbst nicht gerecht werden (Ellingham, 2001, Vol. 1; 2001, Vol. 4).

So verstehe ich dich, Rosina, dass diese Konzepte, die Rogers in der alten Sprache formuliert hat, dir zwar ein verlässliches, sicheres Fundament geschaffen und dir eine aus der Praxis heraus destillierte Theorie gegeben haben, dass sie aber das Weiterführende noch nicht wirklich enthalten, das Weiterführende für die konkrete Begegnung mit deinem Gegenüber, diesem ganz eigenen Gegenüber in einer ganz einmaligen Situation, in der ihr steht.

Ich greife deine Frage auf, ob diese Schwierigkeit damit zusammenhängt, dass Gendlin mit seiner Philosophie und mit seinen sprachlichen Neuschöpfungen keinen vertieften Eingang gefunden hat in Rogers Denken und Schreiben. Während Gendlin sich immer wieder ausführlich mit Rogers' Konzepten und Therapietheorie auseinandergesetzt hat, sehr würdigend und dankbar, aber durchaus auch kritisch (Gendlin, 1988; 2002), ist es auffällig, wie Rogers zwar oft darauf hinweist, wie wichtig und entscheidend für den PZA Gendlin mit seiner Betonung des Experiencing ist, dann aber in seinen Konzepten diese Art des Denkens aus dem Erleben nicht wirklich Ausdruck findet. Die Konzepte vermögen das fließende Ineinander und Miteinander von Wahrnehmen und Ausdrücken, von der Unmittelbarkeit des erlebten Felt Sense, der sich mit jedem Ausdrucksversuch schon wieder verändert, aber auch das Ineinander und Miteinander zweier konkreter Menschen, wo nichts festgelegt und gegeben ist, wo stetig Inter-Aktion ist, nicht zu erfassen. Dieses Aufnehmen und doch Nicht-Aufnehmen von Gendlin ist in vielen PZA-Lehrbüchern zu beobachten (z. B. Finke, 2019): In der Regel wird die Personzentrierte Psychotherapie dargestellt und daneben steht dann, als eine Art von praktischem, spezifischem Vorgehen, noch das Focusing, meist in einem separaten Kapitel abgehandelt, auf das dann nicht mehr vertiefend zurückgegriffen wird. Das heisst, Gendlins Praxis des Focusing wird an die PZA-Theorie angebaut, angeklebt, eine Art von Werkzeugschopf am Haus, aber nicht in die Theorie eingebaut, nicht integriert in all die verschiedenen Stockwerke und Zimmer der PZA-Theorie und Konzepte (oder es geschieht implizit wie in Eckert et al. (2012), wo in der Definition und Beschreibung von „Erfahrung“ sichtlich das Experiencing-Konzept eingeflossen ist).

Könnte dein „Dazwischen“ mit dem Organismischen zu tun haben, auch dem Organismischen der Interaktion, das noch

nicht wirklich Ausdruck in Theorie und Konzeptbildung des PZA gefunden hat, die auf sonderbare Weise statisch geblieben sind? Das könnte bedeuten, dass unsere Theorie, unsere Konzepte noch weiterzuentwickeln, auszudifferenzieren wären, dass aus „Wenn ... dann“-Bedingungen rückschlaufige Prozesse werden könnten, aus Dingwörtern (Aktualisierungstendenz) wieder Ereignishaftes, organismisches Geschehen, aus der Sorge über Inkongruenzen, inkongruente Selbstkonzepte und innere Widersprüche eher ein Bemühen um das Zurverfügungstellen eines Raumes für unmittelbares Erleben. Gerhard Lukits (Lukits, 2020) hat dafür das Wort „Theory of Organism“ erfunden. Das passt sehr exakt.

Du hast eine Lücke benannt: Mit den vorliegenden theoretischen Konzepten ist die theoretische Klarheit, die du dir wünschst, nicht zu haben, weil der Organismus, der Fluss des Erlebens, in dieser organismischen Theorie noch keinen angemessenen Platz bekommen hat oder teilweise überhaupt nicht vorkommt. Schlussendlich geht es um ihn, er bestimmt unser Erleben als Therapeut\*innen und er bestimmt das Erleben unserer Klient\*innen – und er bestimmt unsere Interaktion. Dieser organismische Kern des ganzen PZA ist mit den bestehenden Konzepten noch nicht angemessen erfasst (Tudor & Worrall, 2006).

Ich grüsse dich ganz herzlich

*Angelo*

12. März 2021

Lieber Angelo

Schon eine Weile ringe ich mit der Antwort auf deinen Brief. Aus diesem auszuwählen um Aspekte zu vertiefen fällt mir schwer. Denn das heisst, ganz viel Wichtiges, das du ansprichst, liegen zu lassen. Wenn ich dich richtig verstehe, war das auch das Problem bei deiner Antwort und zeigt, wie anspruchsvoll es ist, mit der Komplexität unseres Themas umzugehen. Wobei es mich berührt, dass die Erfahrung der Interaktion mit dir schon jetzt vieles in mir weiterträgt. Ich fühle mich sehr wahrgenommen in deinen Bemühungen, meine Fragen zu konkretisieren, zu explizieren. Vieles wird für mich dadurch deutlicher und bedürfte es, weiter dabei zu bleiben.

Für mich kristallisiert sich aber im Moment der Wunsch heraus, dem nachzugehen, weshalb – wie du schreibst – „[d]ieses Aufnehmen und doch Nicht – Aufnehmen von Gendlin“ – das heisst seiner theoretischen Überlegungen und seines Experiencingkonzepts – in praktisch allen PZA – Lehrbüchern zu beobachten ist. Was geht dabei verloren, das für den PZA,

insbesondere auch für dessen Forschung von zentraler Bedeutung sein könnte?

Bei Purton (Purton, 2004) stiess ich auf eine Hypothese, die eine mögliche historische Einordnung für die Tatsache sein könnte, dass sich Rogers mit Gendlins philosophischen Grundlagen und Forschungen nicht tiefergehend auseinandergesetzt und so eine Integration „in all die verschiedenen Stockwerke und Zimmer der PZA-Theorie und Konzepte“ nicht stattgefunden hat. Purton ortet den kritischen Punkt beim „Wisconsin Project“ (1958–1963). Diese Studie war eines der grössten Projekte, das je entwickelt wurde, um die Wirksamkeit der Psychotherapie zu erforschen. Es waren über hundert Personen aus Lehre, Forschung und Beratung involviert. Rogers war Hauptverantwortlicher, doch die Leitung übergab er Gendlin, den er als Student kennen- und schätzen gelernt hatte.

Ihre Beziehung zu jener Zeit erlebten beide als fruchtbar für die psychotherapeutische Theorie und Praxis. Allem Anschein nach hatte Gendlin am stärksten Anteil an der Entwicklung des Rogerschen Konzeptes des Selbst als einem Prozess des Erlebens (Schoeller, 2015, S. 44).

In Schoellers Einleitung zum Prozess-Modell, Gendlins philosophischen Hauptwerk, lese ich auch, welche Bedeutung die Beteiligung am Counseling Centre der Universität Chicago für den Philosophen Gendlin gehabt hat. Ihm wurde „ein wirksames Verhältnis von Erleben und Artikulation vor Augen geführt, das über sprachphilosophische Ansätze hinausführt und ihm neue Fragestellungen eröffnet. (...) So wird Gendlin nicht nur Zeuge, sondern Mitgestalter der Bedingungen für die Entfaltungsmöglichkeiten eines wirksamen explikativen Prozesses. Das vertieft und verändert die Ausgangspunkte, mit denen Gendlin philosophisch sozialisiert wurde, und zwar in einer Weise, wie es nur durch Praxis möglich ist.“ (Schoeller, S. 45)

Doch nun zurück zum Wisconsin Projekt. Dieses barg schon seiner schieren Grösse wegen einige Schwierigkeiten. Anspruchsvoll war auch das Setting in einer psychiatrischen Klinik. Zudem hatten die Forscher mit Datenklau zu kämpfen und mussten deswegen Daten nochmals erheben (Kirschenbaum, 2007).

Zum Teil waren dann auch die Resultate enttäuschend. Vor allem das eine, das ergab, dass die therapeutische Beziehung – so wie sie in dieser Forschung erhoben worden war – für den therapeutischen Prozess keine grosse Rolle spielte.

„Thus what this mammoth study suggested was not that therapist conditions lead to a higher process level in the client which is associated with constructive personality change. Rather, some clients begin therapy at a higher process level than others, and it is this higher process level, maintained throughout, which helps to elicit the higher therapist conditions and the

constructive personality change.“ (Purton, 2004, S. 64) Obwohl Rogers froh gewesen sei, dass doch noch etwas Erfolgreiches aus der Studie hervorging, sei er schliesslich doch enttäuscht gewesen. Ihm war klar, dass seine Theorie modifiziert werden musste. Aber es gab nun ein anderes Studienfeld, das ihn viel tiefergehend interessierte, dasjenige der Gruppe. Er zog vier Jahre vor Publikation der Wisconsin Studie nach La Jolla um. Von da an publizierte er vor allem über sein neues Interessengebiet.

Gendlin hingegen begann sich mit der Frage zu befassen, ob nicht an der Anlage der Studie etwas falsch gewesen sei. Er erzählte dazu das Folgende: „So hat meine Karriere angefangen. Ich war Student bei Carl Rogers, und man hatte gerade mit empirischen Untersuchungen herausgefunden, dass der Therapie – Erfolg unabhängig von der Beziehung ist, die der Klient zum Therapeuten hat. Das war für alle schrecklich enttäuschend, denn es widersprach ihren fundamentalsten Konzepten. Ich war damals nur Student und nicht einmal Psychologe, sondern Philosoph, und von der Forschung habe ich gar nichts gewusst – aber ich war selbst Klient. Ich habe mir ihre Forschungen angesehen und festgestellt, dass sie die Klienten – Sätze daraufhin überprüft hatten, ob und wie oft sie sich auf den Therapeuten beziehen. Die Hypothese war: Viele Sätze über den Therapeuten weisen darauf hin, dass die Beziehung wichtig ist, wenn der Klient hingegen nur über sich selber spricht, ist die Beziehung nicht hergestellt. (...).

Das Resultat war: Ob eine Beziehung besteht oder nicht, macht hinsichtlich des Therapieerfolges gar keinen Unterschied.

Aber: Wir haben als Klienten doch alle erlebt, dass die Beziehung beinahe alles in der Therapie ist. Als ich Klient war, hat es nicht lange gedauert, bis ich die *Beziehung gefühlt* habe. Im Augenblick, in dem ich die Tür zum Zimmer meines Therapeuten aufgemacht habe und eingetreten bin, habe ich mich gleich im ganzen Körper anders gefühlt. Viele Monate lang wollte ich dieses Gefühl aus der Stunde mitnehmen, aber ich konnte es nicht. Ich wollte draussen auch der sein, der ich in der Stunde war. Dann wurde mir klar, dass mein gutes Gefühl in der Stunde daher kam, dass ich zu meinem Therapeuten eine Beziehung hatte. Aber über meinen Therapeuten sprechen konnte ich gar nicht! Ich war viel zu scheu, ich habe ihn nicht einmal beim Namen genannt. Ihn etwas über ihn oder über unsere Beziehung zu fragen – nie hätte ich das gemacht!

Dass die Untersuchungen der Rogers – Leute ergeben hatten, dass die Beziehung zwischen Therapeut und Klient mit dem Therapieergebnis nicht korreliert, lag daran, dass sie eine unsinnige Variable aufgestellt hatten. Meine Frage war daher: Wie kann man die Beziehung messen? Wie soll man messen, ob sich jemand, der bei der Tür hereinkommt, gleich ganz anders fühlt oder nicht? Ich habe zunächst einmal einen einfachen Bogen hergestellt, in den der Therapeut eintragen konnte, ob

und wie häufig der Klient sagt, dass er sich in der Stunde anders fühlt als draussen. Das war dann erfolgreich, das hat mit dem Therapieerfolg korreliert.

Dann sind wir daran gegangen, die Tonbänder zu analysieren. Wir haben nicht mehr Sätze klassifiziert, sondern die Experiencing-Skala benutzt. Die gibt es jetzt schon seit 40 Jahren. Und schon vor vielen Jahren gab es sechs, sieben Forschungen, die einen Zusammenhang mit dem Therapieerfolg festgestellt haben. Inzwischen gibt es eine grosse Anzahl von Forschungen mit der Experiencing-Skala, die in vielen Ländern durchgeführt wurden.

Man muss also ein Instrument entwickeln, eine Skala, die aus beobachtbaren Details besteht. Das habe ich von Carl Rogers gelernt. Der hat damit begonnen, die empirische Forschung auf die Therapie anzuwenden. Aber er wusste nicht, *wie man eine neue Struktur aus dem Erleben heraus kristallisiert und fixiert*, die man dann als Variable messen kann. (...) In dieser neuen Wissenschaft ist also das so genannte Subjektive, das Erleben, der Ausgangspunkt. Das Erleben ist die Basis, um Variablen zu entwickeln, die man auch untersuchen kann. Das macht einen sehr grossen Unterschied, den ich ganz klar machen will ...“ (Wiltschko, 2008, S. 42f)

Dies ist ein langes Zitat. Es scheint mir aber überaus wichtig im Kontext unserer Fragestellung „Zur Zukunft der Forschung vor dem Hintergrund des PZA“ zu sein. Mit welchen Instrumenten ist das psychotherapeutische Interaktionsgeschehen angemessen zu erforschen? Abgesehen davon ist es ein Beispiel von Gendlins unnachahmlicher Fähigkeit, komplexe Sachverhalte aus seinem Erleben heraus mit einfachen Worten auf den Punkt zu bringen. Das gefällt mir sehr.

In seinem Buch Prozess-Modell (Gendlin, 2015) spricht Gendlin von verschiedenen Umwelten: *Umwelt 1* ist die Umwelt der Betrachter. Betrachter definieren gemäss ihrer eigenen Umwelt, was auf einen Organismus einwirken soll. Z. B. definieren Wissenschaftler die Umwelt eines Tieres in ihren eigenen Begriffen. Die Umweltfaktoren werden als getrennt vom Tier definiert: Der Baum, auf dem der Wissenschaftler den Affen turnen sieht. *Umwelt 2* ist identisch mit dem lebendigen Prozess des Organismus. Körper und Umwelt sind *ein* Ereignis, ein Prozess: Luft strömt in die Lunge, die Lungenbläschen dehnen sich aus, wenn sie von Luft aufgeblasen werden. Das ist immer ein einziges Ereignis, einmal vom Körper aus, einmal von der Umwelt aus gesehen. So wie der Fuss, der sich auf den Sand setzt, den Sand verändert und der wiederum das Gefühl des Fusses. Das Geschehen ist ein anderes, wenn der Fuss auf Asphalt tritt. Diese Umwelt nimmt am Lebensprozess teil. *Umwelt 3* ist diejenige Umwelt, die durch den Körper-Umwelt-2-Prozess gestaltet wurde. Der Körper baut eine Umwelt auf, die aus dem Prozess von Körper-Umwelt-2

resultiert. Beispiele sind die Schale der Muschel, das Netz der Spinne, der fallende Baum des Bibers. U<sub>3</sub> ist umfassender als U<sub>2</sub>. Der Lebensprozess geht in U<sub>3</sub> sowohl im Netz der Spinne wie in ihrem Körper vor sich. Der Lebensprozess (U<sub>2</sub>) schafft sich selbst eine Umwelt, in der er sich dann fortsetzt.

Traditionelle empirische Forschung entspricht Beobachtungen in einer Umwelt 1. Nach Gendlin gilt es jedoch, eine Variable aus Umwelt 2 und 3 zu generieren, damit die Subjektivität im interaktionellen Geschehen der Psychotherapie genügend abgebildet ist.

Um nochmals auf die Forschungen mit der Expierencingskala zurückzukommen: Anhand der Auswertung hunderter Tonbänder wurde deutlich, dass bei den unterschiedlichsten Therapien in kreativen Momenten die gleichen Prozesse ablaufen. Erfolgreiche Therapieklient\*innen haben eine vage, schwer zu beschreibende innere Aufmerksamkeit, eine körperlich gefühlte Bedeutung ihrer Probleme, denen sie sich zuwenden und für die sie Worte, Bilder, Gesten, Töne finden können. Sie können in fruchtbaren Momenten ganz genau auszudrücken, was sie in diesem Augenblick gerade erleben und erfahren dadurch ein etwas verändertes, reicheres Erleben.

Das Hin- und Herpendeln zwischen den Polen erleben/erfahren und symbolisieren, das auch für Rogers zentral war, hat eine sich selbst vorantreibende Qualität und folgt einer besonderen Ordnung, die Gendlin später Fortsetzungsordnung („order of carrying forward“ oder „responsive order“) genannt hat.

Gendlin entwickelte in der Folge das Focusing. Es beschäftigte ihn, wie er Menschen diese Fähigkeit der inneren Aufmerksamkeit auf etwas Vages, Unklares lehren könnte, damit sie mehr von Psychotherapie profitieren können.

Hier orte ich eine weitere mögliche Ursache, die dazu beitrug, dass seine Erkenntnisse nicht genügend Eingang in die PZA-Theorie fanden. Eine, die sozusagen von ihm selber ausgegangen ist. Da war plötzlich das Focusing, etwas Eigenständiges, das man lehren und lernen konnte. Durch die Ausformulierung der Praxis des Focusing entstand – wie Gendlin sagen würde – ein Stopp. Ein Stopp bedeutet, dass der Fluss des Erlebens, der immer schon das Nächste impliziert enthält, unterbrochen wird – d. h., was im Experiencing impliziert gewesen ist, hat Gendlin auf eine praktische, handlungsleitende Art weitergetragen. Das war ein wesentlicher Faktor, der dazu beigetragen hat, dass zu dieser Zeit das Experiencing kein konzeptueller Teil des PZA hat werden können.

Das ist wirklich sehr schade. Seine wichtige Theorie des Impliziten und die daraus erwachsenen Konzepte wie „Weitertragen“, „Implizit gesteuert“, „Implizieren“, „Kreuzen“, die Konzepte „ungeteilte Vielheit“ und „strukturgebundenes Erleben“

und andere (Wiltschko, 2008) fanden keinen Eingang in die Personenzentrierte Theorie. Die Radikalität seiner Sicht auf das Erleben, die Bedeutung des Organismischen und der Sprache, die von Innen, aus dem Körper kommt, wäre aber unglaublich bereichernd für den Prozess der Weiterentwicklung der Personenzentrierten Psychotherapie. *In das Denken hineingehen und von dort sprechen, in sich finden, dort, wo es sprechen will* sind immer wieder von Gendlin geäußerte Anregungen zum Kontakt mit sich und anderen. Ebenso: *In der Beziehung verändern sich beide, wenn etwas neu und frisch gesagt wird. Was von innen kommt, ist viel verwickelter und komplexer, als man es von aussen wissen könnte.* Immer ist beachtenswert, was sich daraus entwickeln kann.

Seine *Formel*, die er als wesentlich anschaute, nachdem er das Prozess-Modell geschrieben hatte, umschreibt das nochmals so: „Wir sind nicht nur Menschen, sondern auch Tiere, und wir sind nicht nur Tiere, sondern wir sind auch Pflanzen. Das heisst wir konstituieren uns aus dem Wasser und aus dem Licht und aus der Erde und auch aus der Situation, aus dem Mit-Leben mit anderen. Wir – und da fehlt wieder das richtige Wort – fühlen (sind, erleben ...) die Situation. Wir erleben die Situation körperlich und konkret ...“ (Gendlin, 2004, S. 6)

Bei diesen Andeutungen muss ich es leider jetzt belassen. Ich komme mir ein bisschen stotternd vor im Versuch, die Komplexität des philosophischen Werkes von Gendlin hinunter zu brechen auf ein paar Aspekte und wenige Seiten. Doch tröstet mich, dass ich irgendwo von ihm den Satz las, dass eine Sprache, die stottert, wichtig sei, damit etwas Neues kommen könne (dieses mhm, dieses ...).

Das hat mich an Aharon Appelfeld erinnert, den jüdischen Schriftsteller, der den zweiten Weltkrieg als Kind in den Wäldern Weissrusslands überlebt hatte. Er schrieb doch folgendes (ich glaube, dass ich dir schon mal davon berichtete): „Sind fehlende Worte immer ein Nachteil? Manchmal zu Beginn des Schreibens, hat mich das Fehlen der Worte regelrecht in Atemnot versetzt. Erst im Laufe der Zeit habe ich gelernt, dass Wortfindungsschwierigkeiten, Stottern, fehlerhafte Sätze, alle Mängel des schlechten Schreibens, zuweilen Vorteile bieten. Fliessende und geschickte, lange Sätze verstecken manchmal nur die Leere. (...) Manchmal ist das Stammeln aus der Not der wahre Ausdruck. Ich verdanke, wem auch immer, dass ich meine Kindheit unter nicht wenigen Menschen verbrachte, die stammelten und nach den richtigen Worten suchten. Sie waren es, die mir etwas über Bedrängnis und Not beibrachten, und auch etwas übers Schreiben.“ (Appelfeld, 2017, S. 15)

So, jetzt übergebe ich dir diese Zeilen. Und ich hoffe, dass du nach dem Lesen nicht völlig erschlagen bist, sondern angeregt

durch den unglaublichen Gedankenreichtum der Gendlin-schen Welt!

Herzlich

Rosina

Bern, an Ostern 2021

Liebe Rosina

Intro: „Angeregt“ trifft es nicht genau, was der Reichtum der Gendlinschen Welt mit mir gemacht hat ... es ist eher ein „nervös werden“ ... oder ... nein, ich wurde „verängstigt“, als ich die ganze Komplexität realisierte oder besser gesagt ganz körperlich spürte, die *implicit intricacy*, das Ineinanderverwickeltsein von all dem ... warte mal ... „schwindlig“, mir wurde „schwindlig“, es fühlte sich an wie „too much“, „nicht bewältigbar“ ... huch, alte Geschichten tauchen auf ... jetzt kann ich's sagen: „überfordert“, ich war „überfordert“ ... und, hm, da war noch etwas anderes ... da war auch noch „Neugierde“, da war etwas „ängstlich Neugieriges“ ... und ich merke, dass ich auch „ungeduldig“ war und ... tatsächlich, ich war auch etwas „ungehalten“, so wie „ich will das jetzt endlich verstehen“ ... und „lesegierig, studierfreudig“ ... doch, du hast mich „angeregt“, das tönt nun doch stimmig, jetzt wo etwas von dem unendlich Implizit-Komplizierten meines Erlebens Ausdrucksraum bekommen hat.

Du hast in deinem Text Gendlin Platz gegeben und dadurch bei mir einen persönlichen und gleichzeitig einen theoretischen Suchprozess neu in Gang gesetzt. Du schreibst vom Wisconsin-Forschungsprojekt und vom Stopp. Deine Überlegungen und die Gendlin-Zitate haben mir geholfen, etwas vom Knäuel zu ent-wickeln, mein Verstehen der Entwicklung des PZA *genauer* werden zu lassen.

Thema: Interaction first. Mir wurde erst jetzt klar, wie existentiell einschneidend und z. T. katastrophal die Erfahrung im Wisconsin-Projekt für die Beteiligten gewesen sein muss, besonders für Rogers. Du hast von den grossen Schwierigkeiten in diesem Projekt geschrieben und bei mir Neugierde geweckt, mehr darüber zu wissen um die Bedeutung der damaligen Geschehnisse noch besser verstehen zu können: Rogers kam voller Erwartungen und voll Optimismus nach Wisconsin (zum Folgenden: Groddeck, 2002; Kirschenbaum, 2007). Die Auseinandersetzungen in Chicago waren unerträglich geworden (man klagte ihn z. B. der „illegalen Therapien“ an). Aber bald kam es auch in Wisconsin zu Streitereien was das Studienklima, die Lehrveranstaltungen und Prüfungsordnungen, den Umgang mit den Studierenden anbelangte. Das ging so

weit, dass Rogers sich aus dem psychologischen Institut zurückzog und nur noch in der psychiatrischen Abteilung tätig war. In der Familie gab es enorme Spannungen und Belastungen, Rogers fühlte sich verantwortlich (u. a. für eine de-kompensierte Schwägerin, über deren Behandlung er entsetzt war). Er kam an seine persönlichen Belastungsgrenzen. Und nun dieses riesige, ambitionierte, belastende Forschungsprojekt am Mendota State Hospital mit als schizophren diagnostizierten Menschen. Die Resultate waren eine herbe Enttäuschung, denn sie konnten die „Wenn ... dann-Formel“ nicht bestätigen. Die Zusammenhänge von therapeutischen Haltungen, Therapieprozess und Therapieerfolg waren verwickelter und weniger linear als Rogers das angenommen hatte. Die bisherigen Untersuchungsmethoden in der Psychotherapieforschung orientierten sich z. T. noch am alten kartesisch-newtonschen Paradigma. Aber die therapeutischen Interaktionen gehorchen nicht der newtonschen Billard-Bällen-Mechanik (Ellingham, 2001, Vol.1), sie sind komplizierter und vor allem *gegenseitiger*, sie lassen sich nicht in Umwelt 1-Beobachtungen erfassen. Dem Anteil der Klient\*innen am Prozess wurde bis anhin viel zu wenig Beachtung geschenkt. Sie waren sehr stark (nur) als Empfänger\*innen der therapeutischen Bemühungen gesehen worden: Falls sie die Bemühungen um Wertschätzung und Empathie der sich kongruent zeigenden Therapeut\*innen wahrnahmen, so die Annahme, kam ein förderlicher therapeutischer Prozess in Gang. Das führte z. T. zu einem fast technizistischen Suchen nach Verwirklichung und vor allem Messen der therapeutischen Grundhaltungen, aber auch zu einer sehr starken Einschränkung des Tuns der Therapeut\*innen, zu den vielen Dont's (Biles, 2016). Nun erwies sich im Wisconsin-Projekt die Art und Weise des Umgangs der Klient\*innen mit ihrem eigenen Erleben als massgeblicher für den therapeutischen Prozess als alles andere. Die *ganze* Situation geriet in den Blick, das ganze interaktionelle Geschehen (Umwelt 2, wie du sie in deinem Brief beschrieben hast).

Die sehr persönliche Seite der Probleme in diesem Forschungsprojekt ist für unsere Fragen nicht unwesentlich: Rogers und seine Mitarbeiter\*innen kommen mit ihrer eigenen Methode an Grenzen, einerseits in der Arbeit mit den schizophren diagnostizierten Menschen, wo sie sich während der schwierigen Begegnungen in ihrer Identität als Therapeuten\*innen in Frage gestellt fühlen, andererseits auch miteinander als Forschungsgruppe, wo sie in nie erwarteter Art und Weise mit sich selber konfrontiert werden. Für Rogers muss die Erfahrung in besonderer Weise bitter gewesen sein: „I was so eager to undertake that research, but I made a major mistake: I did not take the time to really build a group with good interpersonal relationships, and I paid very heavily for that later.“ (Rogers & Russell 2002, S.174) In all den schwierigen Jahren an den Universitäten ist eine von Rogers' bedeutsamster

Ressourcen seine Fähigkeit, eine Forscher\*innengruppe um sich zu scharen, die sich von der feindlichen Umgebung nicht beirren lässt, eine verschworene Gemeinschaft. Und nun implodiert ausgerechnet seine verschworene Gemeinschaft und sein Optimismus betreffend die prosozialen Tendenzen des Menschen wird durch den Datenklau hart auf die Probe gestellt. Rogers ist überfordert mit seiner Leitungsfunktion und schafft es nicht, Charles Truax aus der Gruppe zu werfen, der aus eigennützigen Motiven Material hat verschwinden lassen. Die Veröffentlichung der Ergebnisse verzögert sich aber auch, weil es Streit gibt um die Beiträge im Buch und wegen Fragen der Herausgeberschaft. Gendlin, Kiesler und Rogers kämpfen mit Anwälten und mit zynischen und bösen Worten gegeneinander – jeder gegen jeden. In einem Brief voller Bitterkeit äussert sich Rogers über einen Beitrag von Kiesler für den geplanten Forschungsbericht: „I also think of, and this is not intended as a criticism, but just as a fact of life, my enormous depression when I first read some of Don’s chapter. They were so dull.“ Und Kiesler reagiert in einem Antwortbrief: „For the first time you are being congruent in our interaction. That dull righteous Kiesler! In the moment of truth, the great White Father is able to say to himself ‘Piss on Unconditional Positive Regard! That Kiesler is a pain in the ass!’“ (Kirschenbaum, 2007, S. 295) Das Buch erscheint Jahre verspätet 1967 (satte 625 Seiten dick und mit Truax als Mitherausgeber).

Die Konflikte sind so dramatisch, dass man von einer traumatischen Erfahrung mit allen Folgeerscheinungen sprechen kann. „This was one of the most ‘unsuccessful’ episodes in Rogers’ career. It took his colleague Eugene Gendlin years to forgive him.“ (Kirschenbaum, 2007, S. 293) Rogers verlässt den Ort des Gemetzels, ergreift die Flucht und zieht nach Kalifornien – weiter weg ist fast nicht möglich. Er verlässt damit auch die Universität und das Feld der Psychotherapieforschung (und das Forschen in einem Team!). Er schreibt Bücher über Gruppen, über das Lernen, über Personal Power. Rogers hat Probleme mit seinem Alkoholkonsum – „etwas“ in seinem persönlichen Prozess scheint blockiert worden zu sein. So wie auch das Fortführen und das Weiterschreiben der Theorie- und Konzeptentwicklung blockiert worden ist. Dein Text hat mir geholfen, diesen Theoriestopp nach dem Wisconsin-Drama genauer zu begreifen.

Es stellten sich schon vor dem Wisconsin-Projekt gewichtige Fragen betreffend Rogers’ Persönlichkeitstheorie, vor allem was sein Konzept von Kongruenz bzw. Inkongruenz betrifft. Gendlin kommt schon in seinem ersten grossen Buch darauf zu sprechen (Gendlin, 1962). Er kritisiert Rogers’ Konzept, das davon ausgeht, dass Inkongruenz vorliegt, wenn eine (organismische) Erfahrung nicht korrekt symbolisiert und in das Selbstbild integriert worden ist. Diese Auffassung geht von einer Linearität aus, die besagt, dass es eine (quasi schon

vorliegende) Erfahrung gibt, die genau ausgedrückt, symbolisiert werden kann. Das impliziert, dass diese Erfahrung irgendwo im Menschen aufbewahrt wird, von dort hervorgeholt und richtig dargestellt werden kann (im Konzept von Sigmund Freud, das hier anklingt, lagert sie im Unbewussten). Gendlin widerspricht dieser Vorstellung. Er führt aus, dass im alten Paradigma, noch ganz in der Tradition von Descartes/Newton (und Freud), Inhalte (und nicht Prozesse) bedacht werden: „[T]he contents are viewed as already defined, fully formed, and unaffected in their nature by ‘coming into’ awareness. But experiencing is preconceptual, not constituted of just certain given defined contents. It is a process, an activity, a functioning, not a bag of static things.“ (Gendlin, 1962, S. 30) In vielen Formulierungen von Rogers in seinen therapietheoretischen Schriften lässt sich die von Gendlin kritisierte Ansicht erkennen: „Eine der charakteristischsten und vielleicht wichtigsten Veränderungen in der Therapie ist die Bewusstmachung von Erfahrungen, deren der Klient sich bis dahin nicht bewusst war.“ (Rogers, 1951/1972, S. 144) „Von einem beschreibenden klinischen Standpunkt aus können wir jedoch sagen, dass eine erfolgreiche Therapie die Bewusstmachung – auf angemessen differenzierte und genau symbolisierte Weise – jener Erfahrungen und Gefühle mit sich bringt, die augenblicklich im Widerspruch zu der Vorstellung des Klienten von seinem Selbst stehen.“ (a. a. O., S. 145) „Die Symbole, die sich in unserem Gewahrsein bilden, stimmen nicht notwendigerweise mit der ‚wirklichen Erfahrung‘ oder der ‚Realität‘ überein.“ (Rogers, 1959/1987, S. 24) „Ich kann dieses Lebensziel, das ich in meinen Beziehungen zu meinen Klienten zum Vorschein kommen sehe, am besten mit den Worten Sören Kierkegaards darstellen: ‚Das Selbst zu sein, das man in Wahrheit ist.‘“ (Rogers, 1961/1989, S. 167) Diese Auffassung impliziert, dass irgendwo drinnen das richtige Selbst steckt, das es zu entdecken gibt und zu dem man werden soll. Gendlin kommt auch im Wisconsin-Buch auf die damit zusammenhängenden Schwierigkeiten zu sprechen: „Rogers saw as one of the chief problems of this formulation the impossibility of observing or checking ‘congruence’ between awareness and experience. If one could only measure the contents of experiences one could then check the client’s increasing congruence between his experiences and his conceptualizations. But one side of this equation was, by definition, unobservable: the contents of experience.“ (Gendlin & Tomlinson, 1967, S. 113) Er beschreibt die Entdeckung, dass in der Psychotherapie Gefühle und persönliche Bedeutungen nicht nur auftauchen, sondern sich in dem Moment, wo Klienten\*innen sie wahrnehmen, sie ausdrücken und darauf wertschätzend reagiert wird, auch verändern. „The verbal content may be about the past, but the meaning is contained in the client’s present experiencing as he now feels it and as it guides his symbolizing in words. As a person engages in this process of

directly grappling with his experiential meanings, these change. Man is not made up of pre-set 'contents', ideas, or emotions such as anger, shame, fear of 'X' etc. Rather there is an experiencing process and as responses and words carry this process forward, change takes place.“ (a. a. O., S. 113) Gendlin schlägt eine prozesshafte Sichtweise vor: Er spricht von der *Interaktion* zwischen dem (körperlich) Gefühlten, dem unmittelbaren Erleben impliziter Bedeutung (Felt Sense) und den Symbolisierungsversuchen. Ihn interessiert der Prozess, in dessen Verlauf etwas vom unendlich vielfältigen gefühlten Impliziten in der Erfahrung explizit zu machen versucht wird und sich dabei verändert. Er spricht vom Zig-Zag, dem Hin und Her, in welchem sich Erleben und Symbolisieren fortwährend gegenseitig beeinflussen und verändern. Die expliziten Symbole, Worte, Bedeutungen sind nicht schon in den implizit gefühlten Bedeutungen enthalten – erst im Interagieren entsteht Bedeutung und geschieht eine Vorwärtsbewegung, die zuerst nur implizit vorhanden ist. „One does not merely dig out what was there, unchanged.“ (a. a. O., S. 119)

Mit Begeisterung schildert Gendlin über all die Jahre immer wieder, wie Rogers die bestgeeignete therapeutische Grundhaltung und das adäquate Vorgehen entwickelt hat um die Klient\*innen bei diesem Prozess, bei dieser Schöpfung von Bedeutung, zu unterstützen. „Responding in a listening way is a baseline prerequisite for any other modes of responding. It is not just one of many ways, but a precondition for the other ways. It is for therapy what watching the road is in driving a car. One does many things – shift gears, look at signs, engage in conversation, think private thoughts. Driving a car is by no means nothing but watching the road... but watching the road has priority.“ (Gendlin, 1974, S. 217) Er betont, dass Symbolisieren viel mehr bedeutet als ein einfaches „Benennen“ von schon geformten Erfahrungen, von Heraufholen, was da noch unerkannt und unbenannt im Erfahrungsschatz liegt. Es geht in der Gendlinschen Art von Symbolisieren um einen kreativen, schöpferischen Akt, denn die Benennungen und Bedeutungen sind nicht schon gegeben. Sie *kommen* erst, wenn die impliziten Verbundenheiten, die Vergefühltheiten, die Verdenktheiten im Gefühlten einen Ent-wicklungsraum bekommen. Da entsteht ein Kosmos, der ganz anders geartet ist, als der mechanische, logische, kausale Kosmos des Descartes und des Newton (vgl. Ellingham, 2001, Vol. 4): Überraschend, offen und doch sehr genau, unberechenbar, unlogisch und doch einer spezifischen Ordnung folgend. Es entsteht Neues. Aus dem blossen Schieben von Inhalten aus dem unbewussten in den bewussten Raum entsteht nichts Neues, das wäre ein Verschieben von Schon-Gegebenem, von Schon-Geformten. Neue Bedeutungen aber können nur entstehen, wenn nicht schon alles da ist und „nur“ noch bewusst gemacht werden muss. Das bewegt Manu Bazzano, schlitzohrig einen Buchtitel von Rogers abändernd,

zu schreiben: „On becoming a river.“ (Bazzano, 2017, S. 305) Er spricht davon, dass wir vielfältiger als ein festgefügtes Selbst werden, wenn wir wirklich organismisch leben. In einer gleichgeschalteten Welt gehe es in der Personzentrierten Therapie auch darum, den Klient\*innen den Druck zu nehmen, immer konsistent, widerspruchsfrei, unambivalent zu sein. Heute würde die Welt des Flusses verunglimpft und wir dürften und sollten dem ein „On becoming no one!“ entgegenstellen, denn das Selbst sei ein vielfältiger Prozess – „being many“, „being not-one“. (Bazzano, 2014, S. 256)

Die in dieser kritischen Betrachtung des Kongruenz-/Inkongruenz-Konzeptes implizit enthaltene Entwicklungsbewegung ist durch den Wisconsin-Crash gestoppt worden.

Auch philosophische oder therapie-theoretische Konzeptbildungen bedürfen eines solchen Interaktionsprozesses, einer Zig-Zag-Bewegung, in deren Verlauf Beobachtungen, Erfahrungen mit all den gefühlten impliziten Bedeutungen symbolisiert, in Konzepte gebracht und diese wiederum durch neue Beobachtungen korrigiert, erweitert, fortgeführt werden. Natürlich bedienen wir uns dabei einer vor-gegebenen Theorie-Sprache, die allerdings dauernd erweitert werden muss um den neuen Erfahrungen wirklich gerecht werden zu können. Ein solcher Theoriebildungsprozess im PZA ist mit Rogers Wegzug nach Kalifornien unterbrochen worden. Während Gendlin eine Experiencing-Skala entwickelte, die die Fähigkeiten von Klient\*innen zu einem solchen Prozess zu erfassen versuchte, bearbeitete Rogers unter seinem Einfluss seine eigene Prozess-Skala. Interessant ist, dass er an den in dieser Prozess-Skala aufgenommenen verschiedenen Konzepten festhielt – Umgang mit Problemen, Gefühlsausdruck, Kongruenz etc. – als ob er dem Grad des Experiencing der Klient\*innen als dem massgeblichen Kriterium für den Prozess nicht ganz getraut hätte. Rogers' Konzepte und Therapietheorien aber blieben, wie du es auch beschreibst, gänzlich unberührt, bis heute: Noch immer wird Inkongruenz so definiert, als ob es Gendlins Kritik an den wenig prozesshaften Vorstellungen dahinter und seine Erweiterungen nicht geben würde, noch immer kommt relativ wenig zum Ausdruck, dass Rogers' Ansatz ein organismischer Ansatz ist. Die Theorie ist eingefroren, ein „frozen whole“, nicht wirklich im Prozess, sondern structure-bound (Gendlin, 1994; Biles, 2016), wie das oft nach traumatischen Erlebnissen mit dem Prozess passiert, der nicht wirklich weitergetragen werden kann.

Noch während des Wisconsin-Projektes schrieb Rogers das sehr erfolgreiche Buch „On Becoming a Person“ (Rogers, 1961/1989). Es ist eine Zusammenstellung alter Texte mit den wichtigsten bisherigen Konzepten – ohne eine eingehende inhaltliche Auseinandersetzung mit Gendlins Experiencing-Konzept. Dieses Buch wird eine Art persönliches Verabschiedungsbuch von der psychotherapeutischen Forschung.

Stiles (2017, S.11) fragt: „[H]as Rogers already found the right words? There is a continuing tension in our field between received wisdom and observation, between relying on other's words and seeking new formulations... I think rigid adherents to a particular version of a theory are in a position analogous to clients who are bound by their parents' imposed condition of worth.“ Man hört Kieslers „great White Father“ nachklingen.

Natürlich blieb nicht die ganze PZA-Theoriebildung eingefroren. Im deutschsprachigen Raum, auf den ich mich hier beschränke, hat zum Beispiel Eva-Maria Biermann-Ratjen den Theoriebildungsprozess, der die Konzepte um die Conditions of Worth betrifft, weitergeführt (Eckert et al. 2012), Rainer Sachse hat den Faden von Gendlins Experiencing-Konzeptes aufgegriffen (Sachse, 1992), Gerhard Lukits gibt dem Organismus neuen Raum (Lukits, 2020). Wenn ich mich aber in die Texte der in letzter Zeit vehement geforderten und der sich zunehmend als Mainstream durchsetzenden Bewegung des störungsspezifischen Ansatzes lese (Finke, 2019), fällt auf, dass das Inkongruenz-Konzept von Rogers nicht weitergeführt, sondern übernommen und auf die verschiedenen Störungsbilder übertragen und übersetzt wird. Es scheint, als ob diese Bewegung nicht aus einem *inneren* Hin und Her entstehen würde, aus einem sich aus-faltenden Zig-Zag und einem daraus entstehenden Vorwärtsgetragenwerden, sondern als ob sie bestimmt würde von ICD-10-Kategorien, die von aussen herangetragen werden. Für unser „Dazwischen“, das uns umtreibt, ist damit freilich nichts gewonnen, die ganz konkrete therapeutische, interaktionelle Situation ist in diesen Versuchen konzeptionell noch immer nicht erfasst, der Bezug zum Erleben der konkreten Person kann nicht hergestellt werden. Deshalb erlebe ich diese Bemühungen nicht als ein Caring-forward, nicht als ein Zig-Zag, sondern als ein Zack-Zack der sich neu formierenden newtonschen Mechanik. Das alte Paradigma taucht allenthalben wieder auf, mechanistische Vorstellungen, Umwelten 1 ...

Du hast sicher gemerkt, liebe Rosina, dass ich erstmal all das durch deinen Brief in mir Angestossene, Angefühlte, Angedachte in eigener Sprache ordnen musste und mich dabei weitertragen liess ohne zu wissen, wohin mich das führt. Was von all dem ist wohl für dich wesentlich und führt nun *dich* weiter?

Ich grüsse dich herzlich und etwas bange – vielleicht wie ein Klient, der gerade ein grosses Aha-Erlebnis hatte und im Gesicht der Therapeutin nur grosse Fragezeichen aufblitzen sieht?

*Angelo*

Postludium: Wir haben uns in den letzten Monaten transkribierte Gesprächsausschnitte aus eigenen Therapien geschickt um genauer sehen und verstehen zu können, was sich in diesen konkreten Situationen ereignet hat. Ich las von der Frau,

die bei dir einen Raum für ihre Trauer gefunden hat und dich gefragt hat, ob sie mit dir zusammen das Lied von Fabrizio de André hören dürfe, oder vom Ehepaar und seinem wiederaufgetauchten Schmerz um das ungeborene, nie geborene Kind. In diesen konkreten therapeutischen Situationen ereignete sich offenbar, was in Gendlin & Tomlinson (1967, S.118) wie folgt beschrieben ist: „Just as the individual's own attention, direct reference, groping and verbalizing, isn't just about experience (but rather, carries experiencing forward) so also interpersonal responses are not merely the content of the words. T's response carries C's experiencing forward, affects it, changes it, enables it to be more fully ongoing.“ Du hast mit deinen kleinen Reaktionen ganz offensichtlich beigetragen, dass der Prozess der Klient\*innen vorwärtsgetragen worden ist. Du hast feinsinnig hörend reagiert und liessst dich nicht ablenken vom Suchen nach Inkongruenzen oder vom Bemühen, etwas Verdrängtes, Nicht- oder Unkorrekt-Symbolisiertes aufzugreifen und integrieren zu wollen, sondern bist vielmehr den Bewegungen deiner Klient\*innen gefolgt, zu Fabrizio de André, zum Wunden, Versehrten, zu den kleinen Bewegungen der Trauer und des Sich-neu-Begegnens. Und dann ist ungesucht Neues entstanden.

8. Juni 2021

Lieber Angelo

Du schreibst, dass du vieles von meinen vorherigen Ausführungen in deinen eigenen Symbolisierungsprozess bringen musstest. Dieser und zusätzliche Anstösse von dir ergäben unendlich viel Stoff, auf den ich gerne reagieren würde. Doch dazu fehlt leider der Raum.

Deshalb will ich jetzt versuchen unseren Briefwechsel abzuschliessen.

Aus unserem Austausch ergeben sich für mich zwei wichtige Fragen, die zusammenhängen. Zum einen: Welche Implikationen entstehen für die Forschung, wenn die Gendlinsche Theorie mehr in der PZA-Theorie Eingang fände? Zum anderen: Was könnte das für die Lehre bedeuten?

Ich nehme für die Erläuterung eines der von dir angesprochenen Beispiele. Ich habe es stark gekürzt.

*Ein Paar, der Mann frisch im Ruhestand, erlebte nach einigen Stunden Therapie die Beziehung merklich positiv verändert, wofür es dankbar war. Trotzdem war da immer noch eine ärgerliche, unzufriedene Stimmung spürbar, die meist von der Frau aus ging. Ich empfand in den Stunden stets auch eine diffuse*

*Trauer. Als die Klientin einmal ihre Bewunderung für die positive Haltung ihres Mannes dem Schwierigen gegenüber ausdrückte – sie nannte ihn eine Frohnatur – fragte ich nach, an was sie dabei jetzt gerade denke. Sie zögerte, sagte lange nichts, rang mit sich und äusserte dann, dass er viel gelassener mit der Tatsache habe umgehen können, dass sie keine Kinder hätten bekommen können.*

*T: und wie ist es denn für Sie?*

*K: ... mich beschäftigte das lange Jahre nicht mehr, aber in letzter Zeit, vielleicht weil jetzt auch viele Bekannte Grosseltern werden,... ich ärgere mich so, dass die einem immer die Fotos von den Enkelkindern zeigen wollen... oder weil mein Mann jetzt pensioniert ist, ich weiss es nicht, da ist wieder, warum nur... wir?*

*T: dass es sie wieder vermehrt umtreibt? ... wie fühlt sich das jetzt gerade an, wenn Sie es erzählen?*

*K: ... wund irgendwie, ... und da ist auch so wie ein Loch in mir*

*T: wund, ein Loch ...*

*K: (beginnt leise zu weinen)*

*Ihr Partner rückt zu ihr und legt den Arm um sie. Sie weint weiter.*

Was könnte man mit einem solchen Beispiel anstellen?

Nach Gendlin und Rogers braucht es eine Forschung, die das Erleben in den Mittelpunkt stellt, eine „Erste Person – Wissenschaft“. Ich glaube, dass anhand der Analyse von Mikroprozessen die mögliche Wirkung des Experiencingkonzeptes in der personenzentrierten Psychotherapie erforscht werden und darüber nachgedacht werden könnte, inwieweit dieses für die PZA-Theorie tatsächlich bedeutungsvoll ist, wie wir ja behaupten.

Daraus entstünden dann möglicherweise wichtige Hinweise auch für die Lehre. Zum Beispiel, dass das Experiencingkonzept schon zusammen mit den personenzentrierten Grundlagen vermittelt werden sollte. Die Auszubildenden wüssten sich so von Anfang am Fluss des Erlebens zu orientieren. Sie lernten dort zu verweilen, wo etwas unklar ist, zu begleiten, was aus diesem Unklaren, Komplexen entstehen kann.

Indem Mikroprozesse von Gesprächsausschnitten ausgewertet würden, könnten Praktiker\*innen vermehrt an der theoretischen Auseinandersetzung teilnehmen. Theorie und Praxis würden auf fruchtbare Art zusammenkommen. So wie das Experiencing und die darum herum rankenden Konzepte eine Brücke zwischen abstrakter Theorie und der gelebten psychotherapeutischen Situation sein könnten.

Auf dem Höhepunkt der zweiten Welle der Corona Pandemie habe ich dir den ersten Brief geschrieben. Mit der Aussicht und der Hoffnung, dass aus der Pandemie mit den Monaten in eine endemische Situation wird, beschliesse ich unseren Briefwechsel. Diese Ausnahmeerfahrung wird uns wohl noch lange

beschäftigen, es gilt auch da Verwickeltes wahrzunehmen, zu explizieren und einzuordnen.

Unser Briefwechsel während dieser globalen Krise war mir eine Verortungshilfe. Ich empfand ihn auch als eine Art Forschungsunternehmen, durch das ich gelernt habe, wie viel möglich wird, wenn man einander unfertige Gedanken mitteilt und sich gegenseitig auf die sich daraus entstehenden Erfahrungen einlässt, sie sich entwickeln und weiter-entwickeln lässt.

Ich danke dir dafür und grüsse dich herzlich

Rosina

## Literatur

- Appelfeld, A. (2017). *Meine Eltern*. Rowohlt.
- Bazzano, M. (2014). On becoming no one: Phenomenological and empiricist contributions to the person-centered approach. *Person-Centered & Experiential Psychotherapies*, 3(3), 250–258. <http://dx.doi.org/10.1080/14779757.2013.804649>
- Bazzano, M. (2017). A bid for freedom: the actualizing tendency updated. *Person-Centered & Experiential Psychotherapies*, 16(4), 303–315. <https://doi.org/10.1080/14779757.2017.1361860>
- Biles, D. (2016). Reapproaching Rogers: looking to the source to show us where we are going wrong. *Person-Centered & Experiential Psychotherapies*, 15(4), 318–338. <https://doi.org/10.1080/14779757.2016.1228539>
- Brossi, R. (2015). Prozessanalysen – Juwelen aus der psychotherapeutischen Praxis. *Person*, 19(1), 7–15.
- Brossi, R. (2008). Achtsamkeit und Präsenz in der Gesprächspsychotherapie. *Psychodynamische Psychotherapie*, 2008(3), 141–149.
- Brossi, R. (2003). Unzeitgemäss? Gedanken einer Praktikerin zum Thema Langzeittherapien. *Person*, 7(1), 57–65.
- Eckert, J., Biermann-Ratjen, E.-M. & Höger, D. (2012<sup>2</sup>). *Gesprächspsychotherapie. Lehrbuch*. Springer.
- Ellingham, I. (2001a). Carl Rogers' 'Congruence' as an Organismic, not a Freudian, Concept. In G. Wyatt (ed.), *Congruence* (Rogers' Therapeutic Conditions: Evolution, Theory and Practice, 1; 96–115. pccs books.
- Ellingham, I. (2001b). Madness and Mysticism in Perceiving the Other: Towards a radical organismic, person-centred interpretation. In G. Wyatt & P. Sanders (ed.), *Contact and Perception* (Rogers' Therapeutic Conditions: Evolution, Theory and Practice, 4; 234–258. pccs books.
- Finke, J. (unter Mitarbeit von H. Deloch und G. Stumm) (2019). *Personenzentrierte Psychotherapie und Beratung. Störungstheorie – Beziehungskonzepte – Therapietechnik*. Ernst Reinhardt.
- Gendlin, E. T. (1962). *Experiencing and the Creation of Meaning. A Philosophical and Psychological Approach to the Subjective*. (Northwestern University Studies in Phenomenology and Existential Philosophy). Northwestern University Press.
- Gendlin, E. T. (1974). Client-centered and Experiential Psychotherapy. In D. A. Wexler & L. N. Rice (eds.), *Innovations in client-centered Therapy* (S. 211–246). Wiley & Sons. [http://previous.focusing.org/gendlin/docs/gol\\_2118.html](http://previous.focusing.org/gendlin/docs/gol_2118.html)
- Gendlin, E. T. (1981). *Focusing. Technik der Selbsthilfe bei der Lösung persönlicher Probleme*. Otto Müller (Orig. ersch. 1978: *Focusing*. Bantam Books).

- Gendlin, E. T. (1988). Carl Rogers (1902–1987). *American Psychologist*, 43(2), 127–128. [http://previous.focusing.org/gendlin/docs/gol\\_2059.html](http://previous.focusing.org/gendlin/docs/gol_2059.html)
- Gendlin, E. T. (1990). The small steps of the therapy process: How they come and how to help them come. In G. Lietaer, J. Rombauts & R. Van Balen (eds.), *Client-centered and Experiential Psychotherapy in the Nineties* (S. 205–224). Leuven University Press.
- Gendlin, E. T. (1991). Thinking Beyond Patterns: Body, Language, and Situations. In: B. den Ouden & M. Moen: *The Presence of Feeling in Thought* (S. 22–151). Peter Lang.
- Gendlin, E. T. (1994). A Theory of Personality Change. In P. Worchel, D. Byrne (eds.), *Personality change*, (S. 100–148). John Wiley & Sons. [http://www.focusing.org/gendlin/docs/gol\\_2145.html](http://www.focusing.org/gendlin/docs/gol_2145.html)
- Gendlin, E. T. (2002). Foreword. In C. R. Rogers & D. E. Russell: *Carl Rogers. The Quiet Revolutionary. An Oral History* (S. XI–XXI). Penmarin Books.
- Gendlin, E. T. (2004). Mehr als Vernunft. Einige philosophische Quellen und Implikationen von Focusing. In: *Focusing-Journal* 13, 2–7. [https://www.daf-focusing-akademie.com/media/focusingjournal\\_13.pdf](https://www.daf-focusing-akademie.com/media/focusingjournal_13.pdf)
- Gendlin, E. (2015). *Ein Prozess-Modell. Herausgegeben und übersetzt von Donata Schoeller und Christiane Geiser*. Karl Alber. (Orig. ersch. 1997: *A process model*. The Focusing Institute.)
- Gendlin, E. T. & Lietaer, G. (1983). On client-centered and experiential psychotherapy: an interview with Eugene Gendlin. In: W. R. Minsell & W. Herff (eds.), *Research on psychotherapeutic approaches. Proceedings of the 1st European conference on psychotherapy research*, Trier, 1981, 2, 77–104. Peter Lang. [http://previous.focusing.org/gendlin/docs/gol\\_2102.html](http://previous.focusing.org/gendlin/docs/gol_2102.html)
- Gendlin, E. T. & Tomlinson, T. M. (1967). The Process Conception and Its Measurement. In C. R. Rogers (ed., with the collaboration of E. T. Gendlin, D. J. Kiesler & C. B. Truax). *The therapeutic relationship and its impact: A study of psychotherapy with schizophrenics* (S. 109–131). The University of Wisconsin Press.
- Groddeck, N. (2002). *Carl Rogers. Wegbereiter der modernen Psychotherapie*. Primus.
- Kirschenbaum, H. (2007). *The Life and Work of Carl Rogers*. pccs books.
- Lukits, G. (2020). Die Entdeckung des Ich. *Person*, 24(2), 32–142.
- Pfeiffer, W.M. (1989). Klientenzentrierte Psychotherapie im Kontext von Kultur und Mode. In: R. Sachse & J. Howe (Hrsg.): *Zur Zukunft der klientenzentrierten Psychotherapie* (S. 223–47). Assanger.
- Purton, C. (2004). *Person-Centred Therapy. The Focusing-Oriented Approach*. Palgrave Macmillan.
- Purton, C. (2013). Incongruence and „inner experience“. *Person-Centered & Experiential Psychotherapies*, 12(3), 187–199. <http://dx.doi.org/10.1080/14779757.2013.840670>
- Rogers, C. R. (1951/1972<sup>3</sup>). *Die klientenzentrierte Gesprächspsychotherapie*. Kindler. [Orig. ersch. 1951: *Client-centered therapy. Its current practice, implications, and theory*. Houghton Mifflin].
- Rogers, C. R. (1959a/1987<sup>3</sup>). *Eine Theorie der Psychotherapie, der Persönlichkeit und der zwischenmenschlichen Beziehungen*. GwG. [Orig. ersch. 1959: A theory of therapy, personality, and interpersonal relationships, as developed in the client-centered framework. In S. Koch, (ed.), *Psychology. A study of a science. III: Formulations of the person and the social context* (pp. 184–256), McGraw Hill.]
- Rogers, C. R. (1961a/1989<sup>7</sup>). *Entwicklung der Persönlichkeit*. Klett-Cotta. [Orig. ersch. 1961: *On becoming a person: A therapist's view of psychotherapy*. Houghton Mifflin].
- Rogers, C. R. (1967a/1971). *Autobiographie*. Editeurs epi S. A. [Orig. ersch. 1967: *Autobiography*. In E. G. Boring & G. Lindzey (eds.), *A history of psychology in autobiography*, 5, 341–384. Appleton-Century-Crofts].
- Rogers, C. R. (ed., with the collaboration of E. T. Gendlin, D. J. Kiesler & C. B. Truax) (1967). *The therapeutic relationship and its impact: A study of psychotherapy with schizophrenics*. The University of Wisconsin Press.
- Rogers, C. R. & Russell, D. E. (2002). *Carl Rogers. The Quiet Revolutionary. An Oral History*. Penmarin Books.
- Sachse, R. (1992). *Zielorientierte Gesprächspsychotherapie*. Hogrefe.
- Stiles, W. B. (2017). Finding the right words: symbolizing experience in practice and theory. *Person-Centered & Experiential Psychotherapies*, 16(1), 1–13. <http://dx.doi.org/10.1080/14779757.2017.1298048>
- Tudor, K. & Worrall, M. (2006). *Person-Centred Therapy. A Clinical Philosophy*. Routledge.
- Wiltshcko, J. (Hrsg.). (2008). *Focusing und Philosophie. Eugene T. Gendlin über die Praxis körperbezogenen Philosophierens*. Facultas.